

# Einfach alles zerschmettern?

Kampfgeschrei im Ohr, Gestank von Schweiß und Kot in der Nase: Éric Vuillard schildert in seinem Roman „14. Juli“ drastisch die Revolution – mit fragwürdiger Moral für die Gegenwart.

Es ist Frühling in Paris. Die Löhne sind gesunken, die Steuern gestiegen, und in den Vororten weicht die Angst vor zunehmender Armut einer Wut auf die ausweglos erscheinenden Verhältnisse nach der Finanzkrise. Längst haben sich lautstarke Gruppen in der Hauptstadt versammelt, protestieren gegen soziale Ungerechtigkeit und die Dekadenz der Eliten, zerstören und plündern im Namen des Volkes. Die Rebellion plant den Umsturz, geht aufs Ganze und wird Europa für immer verändern, denn wir befinden uns im Jahr 1789. Irgendwann brüllen die Ersten „Es lebe der Dritte Stand!“ und gehen damit für immer in die Geschichte ein.

„So begann am 28. April 1789 die Revolution“, heißt es lapidar im neuen, schmalen Büchlein des französischen Schriftstellers und Filmemachers Éric Vuillard, dem spätestens seit seinem Erfolg mit „Die Tagesordnung“ auch in Deutschland große Aufmerksamkeit zuteilwird. Diesem vor zwei Jahren mit dem Prix Goncourt ausgezeichneten Buch über die Vorbereitungen zur Machtergreifung Hitlers ging in Frankreich mit „14. Juli“ bereits eines über die Machtergreifung des französischen Volkes voraus, das nun mit etwas Verspätung auch auf Deutsch erscheint und wirken muss, als wäre es das Buch der Stunde. Doch sein Autor, mit dem Finger zugleich am Puls der Zeit und in der Wunde, hat damit etwas vorgelegt, das über die Aktualität tagespolitischer Ereignisse weit hinausweist und kein bloßer Beitrag zur Debatte um die „Gelbwesten“ *avant la lettre* ist.

Dieser 14. Juli, der als französischer Nationalfeiertag noch heute der Erstürmung der Bastille gedenkt, dem wirkmächtigen Beginn der Französischen Revolution, zeigt „eine Stadt, die ein Volk ist“, in Aufruhr. Während in den Gefängnissen „Schuldhaftlinge“ einsitzen, die sich ihr Brot nicht mehr leisten können, leben Könige auf Pump und verprassen den Staatshaushalt. Die angehäuften Spiel- und anderen Schulden wachsen sich zum Staatsbankrott aus, einem „Rennen Richtung Abgrund“, das sich die kleinen Leute nicht mehr bieten lassen und notfalls mit „der Gewalt der Bajonnette“ zu beenden gedenken.

Zwar tauchen am Rande neben dem Marquis de Mirabeau oder Camille Desmoulins auch Danton und Napoleon auf, doch geht es Vuillard ausdrücklich um die Lebensumstände der Armen, um die von der Geschichtsschreibung Übersehenen oder Marginalisierten. Das Genre der prominent besetzten Heldengeschichte wird hier für den Feinwaschgang auf links gedreht und danach neu gesammelt. Wo nach Walter Benjamin Geschichte immer die Geschichte der Sieger ist, rückt Vuillard in seiner Aneinanderreihung von historischen Episoden und Anekdoten die anonym Geblienen in den Fokus. Diese Miniaturen, Vuillards Markenzeichen, erzählen nur ausschnittsweise und unternehmen gar nicht erst den Versuch, das große Ganze abzubilden, sondern werfen Schlaglichter, liefern Momentaufnahmen und erzielen ihre Unmittelbarkeit durch häufige Szenenwechsel. Erst die Konzentration auf Detail, auf die Kleidung und Körper der Figuren, lässt diese lebendig werden, legt ihnen im Wind wehende Schals um oder gerippte Strümpfe an, lässt ihre Hälse



Paris in Aufruhr: der Sturm auf die Bastille am 14. Juli 1789

Foto Ullstein

„Blut pissen“ und die geschundenen Leiber von Fliegen und Krähen zerfressen.

Dieses punktuelle, rhapsodische Erzählen, das mal wie ein dokumentarisch erfassendes Kameraauge in der Halbtotale an der Szenerie vorbeifährt und mal in der Großaufnahme ganz nah dran ist – man merkt diesem wie allen Texten Vuillards den Filmemacher an –, zieht sofort in seinen Bann. Wir sehen sämtliche Details, den Dreck in den Straßen, die zerlumpten Armen, haben das Dröhnen der Glocken und des Kampfgeschreis im Ohr, den Gestank von Schweiß und Kot in der Nase. Was die Historiographie über die Jahrhunderte kondensiert hat, wird in diesem bunten Geschichtskonfetti wieder erfahrbar als erlebte und durchlittene Erfahrung von Individuen.

Doch Vuillard ist ein Sohn der Postmoderne, lehnt allwissende Erzählinstanzen ab und glaubt mit Jean-François Lyotard nicht mehr an die „großen Erzählungen“ der Moderne, die uns absolute Erklärungen der Geschichte liefern wollen, sondern verfolgt eine selbst-

reflexive Geschichtspoetologie, die an der Vorstellung von objektiver Historiographie rüttelt. Daher hält die Erzählinstanz das Geschehen ständig an, betritt kommentierend die Szene und macht den Vorhang wieder zu. Vuillard thematisiert in einem stetigen Reflexionsprozess das Erzählen als Illusionsmaschine, macht damit den Konstruktionscharakter jedes Narrativs transparent und hebt so mit Anklängen an Hayden White die „Fiktion des Faktischen“ hervor.

Das historische Präsens nimmt uns, das kennen wir aus unseren Geschichtsbüchern, nicht nur mit an die Schauplätze epochaler Ereignisse, sondern eröffnet bei Vuillard einen Raum für das Nachdenken darüber, wie wir eigentlich erzählen, was wir als auswählenswert und für tradierungswürdig befinden. Und wenn wir ernst nehmen, wie Vuillard in der „Tagesordnung“ ebenso wie in seinen früheren Büchern „Kongo“ und „Traurigkeit der Erde“ über die Auswirkungen der Geschichte auf unsere Gegen-

wart oder Parallelen zu ihr aufmerksam macht, kann man schon verwundert darüber sein, dass „14. Juli“ in ungebrochen revolutionärer Rhetorik – und à la Édouard Louis' Forderung nach dem „Zerschmettern“ der Bourgeoisie – auf den letzten beiden Seiten dem Aufstand das Wort redet: „Man müsste, wenn die Ordnung uns erbittert, die Türen unserer lächerlichen Elysée-Paläste eintreten, man müsste die Schubladen öffnen, die Scheiben mit Steinen einschmeißen und die Papiere aus dem Fenster werfen. Dekrete, Gesetze, Protokolle, einfach alles! Das wäre schön und lustig und erhellend.“

BASTIAN REINERT



Éric Vuillard: „14. Juli“. Roman.

Aus dem Französischen von Nicola Denis. Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2019. 136 S., geb., 18,- €.

# Die Trennung von Staat und Wirtschaft wurde verwischt

Philipp Müller untersucht, wie Kapitalismus und Demokratie in Deutschland und Frankreich zueinander fanden

Dass der Kapitalismus der Vorkriegszeit kein Leitbild sein konnte, war sowohl in der politischen Öffentlichkeit wie der akademischen Debatte der Weimarer Jahre fast selbstverständlich. Zwar gab es weiterhin den einen oder anderen liberalen Denker, der die Misere der Zwischenkriegszeit für eine Folge des Krieges und des Versailler Systems und nicht für einen Strukturdefekt des vermeintlich funktionsfähigen Kapitalismus hielt; aber das waren Ausnahmen. Auf der linken wie rechten Seite des politischen Spektrums war ohnehin klar, dass Kapitalismus und Mammotismus ausgedient hatten, und auch in der bürgerlichen politischen Elite liebäugelte man mit einer gewachsenen Rolle des Staates und redete einer neuen Form der Gemeinwirtschaft das Wort.

Selbst zahlreiche Vertreter der Industrie, der großen Konzerne, der Kartelle und der Verbände gaben ihre lange zumindest rhetorisch vertretene Favorisierung sich selbst regulierender Märkte auf und redeten einer Art gesteuerten Ökonomie das Wort, in der an die Stelle der Koordination wirtschaftlichen Handelns durch freie preisbildende Märkte die bewusste Absprache der wirtschaftlichen Akteure treten sollte. Da unter den geänderten wirtschaftlichen Bedingungen nach 1918 der Staat in der Tat eine größere Rolle spielte und insbesondere der grenzüberschreitende Wirtschaftsaustausch sehr viel komplizierter geworden war, gab es freilich auch ganz pragmatische Gründe, warum Absprachen und koordinierte Vorgehensweisen eine größere Rolle als vor 1914 spielten. Doch waren das für die meisten beteiligten Akteure nur Hinweise, dass ihre ohnehin pessimistischen Annahmen über die Zukunft des freien Kapitalismus offenkundig Evidenz besaßen.

Diese neue Art der Koordination und die sie begleitenden programmatischen Debatten bilden den Gegenstand der Studie von Philipp Müller, die den Zeitraum von 1920 bis 1950 in einem erhellenden deutsch-französischen Rahmen behandelt. Die durch den Krieg ausgelösten Varianten der Wirtschaftssteuerung, die sich zwischen 1920 und 1950 europaweit finden, sind bisher fast ausschließlich in nationaler Perspektive gesehen worden. Der transnationale Blick legt hier sehr viele Phänomene frei, die nicht nur neu sind, sondern auch eine vergleichsweise große programmatische Ähnlichkeit zumindest zwischen Teilen der deutschen und französischen Wirtschaftselite nahelegen, ja den Blick auf Formen der Kooperation lenken, die bislang wenig beachtet waren.

Der Autor betrachtet vor allem eine Gruppe von Vertretern industrieller Interessenverbände genauer, also jene Unterhändler, die nicht nur der Studie den Titel gaben, sondern in der Tat die Steuerungsverhandlungen zwischen Staat und großer Industrie sowie in grenzüberschreitender Weise auch zwischen den internationalen Industrieverbänden und Unternehmen vorantrieben. Die tendenzielle Verwischung der Grenzen von Staat und Wirtschaft wurde von ihnen, zweifellos auch im Interesse ihrer Industrien, vorangetrieben, war aber auch eine Folge der Überzeugung, dass nur kollektiv koordiniertes Handeln der Industrie helfe, die Sackgassen der Nachkriegszeit zu überwinden.

Dieses vor 1933 noch nicht systematische Verfahren ging mit der Aufrüstung und den Kriegsvorbereitungen in der NS-Diktatur weder unter, noch verschwanden derartige Ansätze im Frankreich der dreißiger Jahre. Im Gegenteil: Je mehr der Staat auf eine koordinierte ökonomische Entwicklung setzte, umso mehr bedurfte er eines Vermittlungsorgans, für das sich die Verbände auch deshalb anboten, weil sich auf diese Weise ein zu weites Ausgreifen des Staates selbst vermeiden ließ. Für Deutschland ist diese Art der schließlich staatlich organisierten Selbstverwaltung der Wirtschaft bis hin zu Speers Rüstungsorganisation gut bekannt; aber auch in Frankreich spielten Unternehmerkomitees bei der Vorbereitung auf einen immer wahrscheinlicher werdenden Krieg eine große Rolle.

Die Vichy-Regierung setzte schließlich in vielen Fällen ganz auf sie und dehnte ihre Organisationsform entsprechend so aus, dass sie auch Ansprechpartner der

deutschen Besatzer sowie für die übergreifende Zusammenarbeit mit Vertretern der deutschen Industrie im Krieg wurden. Und selbst das Kriegsende machte dieser Form der „Selbstverwaltung“ nicht den Garau, denn die Besatzungsmächte setzten in Westdeutschland, wenn auch in unterschiedlicher Form, auf die Wiederherstellung der Selbstverwaltungsorgane als Instrumente für Bewirtschaftung und Steuerung. In Frankreich waren die Organisationen der Wirtschaft schließlich nicht nur deshalb für die Wiederaufbaukonzepte maßgeblich, weil sie das entsprechende Fachwissen besaßen; dort war auch die Vorstellung verbreitet, nur ein koordiniertes Vorgehen ermögliche eine effektive Rückgewinnung wirtschaftlicher Leistungs- und Konkurrenzfähigkeit.

Dass hier ein wichtiger Nukleus für die Zusammenarbeit im westeuropäischen Wiederaufbau lag, der schließlich auch in die ersten Schritte der europäischen Inte-



Philipp Müller: „Zeit der Unterhändler“. Koordinierter Kapitalismus in Deutschland und Frankreich zwischen 1920 und 1950. Hamburger Edition im HIS Verlag, Hamburg 2019. 480 S., geb., 32,- €.

gration mündete, muss nicht betont werden. Es ging dabei nicht allein um unmittelbare Interessenwahrnehmung, das macht die Teilnahme von Verbandsvertretern an der Auflösung der IG Farben und der mit ihr verbundenen Gestaltung des kapitalistischen Alltags deutlich, wie es Müller in einem abschließenden Kapitel exemplarisch untersucht. Hier sei auch, so Müller, der Gegensatz zwischen einer Art koordiniertem Kapitalismus, wie er europäischen „Unterhändlern“ namentlich aus Deutschland und Frankreich vorschwebte, sowie der amerikanischen Präferenz für liberale Marktbeziehungen schlagend deutlich geworden.

So plausibel der Befund, so diskussionswürdig sind die Thesen, die Müller an ihn knüpft. Aus seiner Sicht war diese Art der Koordination, in der Verbandsvertreter eine große Rolle spielten, nicht die Folge einer historischen Ausnahmesituation, bedingt durch die von den beiden Weltkriegen ausgelösten ökonomischen Probleme und Zwangslagen. Sie sei vielmehr Ausdruck, Bedingung und Folge eines grundlegenden Wandels des Kapitalismus, in dem Marktbeziehungen in großem Maße durch koordiniertes Handeln substituiert wurden, wodurch auch Kapitalismus und Demokratie in der für die ersten Nachkriegsjahrzehnte typischen Weise miteinander kompatibel geworden seien.

Diese These überzeugt freilich weniger als die empirische Darstellung, denn deren Ergebnisse sind kaum verallgemeinerbar, zumal sich Müllers Darstellung auf eine kleine Gruppe von Verbandsfunktionären beschränkt. Andere Auffassungen, die es selbstverständlich auch in der Großindustrie gab, werden nicht diskutiert. Und die Frage, ob die Auffassungen eines Hermann Bücher oder eines Henri de Peyerimhoff auch für die Banken, den Handel oder die Landwirtschaft, immerhin wichtige Sektoren der kapitalistischen Wirtschaft, zuträfen, stellt Müller erst gar nicht.

Das beinträchtigt die These vom Strukturwandel des Kapitalismus. Bei der Bereitschaft von Teilen der Industrie sowohl in Deutschland wie in Frankreich zur Kooperation mit einem dirigierenden Staat handelte es sich daher wohl eher um Notlösungen unter den Bedingungen des Krieges und seiner Folgen beziehungsweise im französischen Fall um einen Ausdruck von Schwäche, da man ohne Begrenzung der Konkurrenzmärkte um die eigene Wettbewerbsfähigkeit fürchtete. Wäre es anders, spielte der vermeintliche Strukturwandel des Kapitalismus eine entscheidende Rolle, wie hätten dann die Vereinigten Staaten so vehement Vertreter eines freien Konkurrenzkapitalismus sein können? Und auch die Kassandrarufer der Zeitgenossen über die Zukunft des Kapitalismus, die Müller heranzieht, waren wohl mehr den katastrophalen Umständen geschuldet als einem sicheren Wissen über die Zukunft der Wirtschaft. WERNER PLUMPE

# Abwarten und Rum trinken im Schatten der Bäume

Pedro Badrán erzählt von einem abgewirtschafteten Hotel in Cartagena: „Der Mann mit der magischen Kamera“

Es gibt Bücher, die es ihren Lesern schwermachen, Texte, in die sie nur schwer hineinkommen und noch schwerer wieder herausfinden. Der in der Schweizer edition 8 erschienene Roman des Kolumbianers Pedro Badrán ist so ein Buch. Wer den Einstieg schafft und den Überblick nicht verliert im Gewirr einander überkreuzender Zeitebenen und Erzählstimmen, wird reich belohnt. Doch vorher sind Hürden zu überwinden, von denen nicht klar wird, ob sie aufs Konto des Autors oder der Übersetzung gehen: So wie wenn gleich zu Anfang von betäubender Stille die Rede ist, die Ohrensäusen erzeugt, während im nächsten Satz die Brandung des Meeres gegen die Felsen donnert. Ja, was denn nun? Oder wenn ein an Amöbenruhr leidender Typ namens Charlie ständig zur Toilette rennt und gleichzeitig mit seiner Partnerin Sex hat – beides ist nur schwer miteinander zu vereinbaren.

Worum geht es? Im Mittelpunkt des trotz solcher Ungereimtheiten höchst le-

senswerten Romans steht keine Person, sondern ein Haus. Genauer gesagt: ein verkommenes Strandhotel an der Karibikküste Kolumbiens, in Cartagena, das seiner durch Verfall bedingten Schließung entgegengeht, trotzdem oder gera-



Pedro Badrán: „Der Mann mit der magischen Kamera“. Roman aus Cartagena de Indias. Aus dem kolumbianischen Spanisch von Peter und Rainer Schultze-Kraft. edition 8, Zürich 2019. 224 S., geb., 22,20 €.

de deshalb aber ein letztes Aufgebot skurriler Gäste in seinen bröckelnden Mauern beherbergt. Deren vollständige Aufzählung, geschweige denn Charakterisierung würde den Rahmen dieser Rezension sprengen. Es sind Zukurzgekommene oder Gescheiterte, Spätthippies und Hobos, die sich im Patio des Hotels versammeln, um ihren in die Jahre gekommenen Traum von Drogen, Sex und

Rock 'n' Roll zu verwirklichen, der irgendwann von Kalifornien nach Kolumbien überschwappte, wo Rumba, Bolero und Vallenato die Rockmusik ersetzten. Sie alle warten auf die Rückkehr eines legendär gewordenen Gastes namens Tony Lafont, der in der New Yorker Kunstszene Karriere gemacht haben oder im nahe gelegenen Barranquilla als Parkwächter arbeiten soll – eins schließt das andere nicht aus. „Warten auf Godot“ sozusagen, denn bevor er Cartagena für immer verließ, fotografierte Tony das Hotel mit all seinen Gästen und dem gesamten Inventar, von Klobürsten über Tassen und Teller bis zu den staubigen Mandelbäumen, in deren Schatten er Domino spielte und Rum trank. Ein grandioses Projekt, genial wie alles Einfache, das schwer zu machen ist, denn was Tony Lafont vorschwebte, war der so heroische wie aussichtslose Versuch, der Zeit in die Arme zu fallen, um sie daran zu hindern, das zu tun, was sie seit jeher tut – sie rauscht vorbei. „Ich will, dass sich meine Spur verliert und ich nur durch meine Fotos lebe, von denen Mi-

chel sagen wird, sie seien Eintrittskarten ins Nirwana, aber was meiner Arbeit fehle, sei ein Sinn, nichts hat Sinn, meistens rackern wir uns nur ab und haben nichts davon, ist doch so, und vielleicht kommt der Tag, an dem ich 999 Fotos haben werde, wenn ich bei Nummer 1000 ankomme, muss ich sofort das Foto 1001 schießen, weißt du, warum?“

Ein metaphysisches Unterfangen, wenn man so will, aber erst in dem Augenblick, da der Erzähler sich in eine Sackgasse manövriert und die Handlung auf der Stelle tritt, rücken Menschen und Dinge an ihren richtigen Platz, der Text nimmt Fahrt auf und erzeugt einen Sog, dem die Leser sich nicht mehr entziehen können. So besehen, hat der von palästinensischen Immigranten abstammende Pedro Badrán den lateinamerikanischen Roman nicht bloß um eine postmoderne Variante bereichert, sondern eine alte Geschichte neu erzählt, die von Sindbads Abenteuern über Coleridges „Ancient Mariner“ bis zu Gert Loschütz' „Dunkler Gesellschaft“ durch die Literaturhistorie geistert. HANS CHRISTOPH BUCH



JÜRGEN KAUBE, Herausgeber dieser Zeitung, hat ein Buch über die Schule geschrieben. Sie bringt, so sein Befund, den Kindern oft nur bei, was diese weder brauchen noch verstehen – und darum meist komplett wieder vergessen. Das Wissen dient der Prüfung und dem Abhaken von Inhalten des Lehrplans, nicht dem Denken und Argumentieren. Die Schule soll Aufstieg für alle ermöglichen, was nicht geht. Es werden Kinder, denen Deutsch schwerfällt, in Frühenglisch unterrichtet. Sie sollen durch Digitalisierung auf die Zukunft vorbereitet werden, als wüsste irgendeiner, wie diese Zukunft aussehen wird. Was demgegenüber nötig ist, wäre eine Reduktion aufs Wesentliche: Kinder sollen lesen, schreiben und rechnen sowie anhand von Weltauschnitten denken lernen. Dazu braucht es viel lokale Autonomie der Schule, eine andere Lehrerbildung und die Bereitschaft der Schule, zu erziehen, anstatt nur zu sozialisieren und zu prüfen. (Jürgen Kaube: „Ist die Schule zu blöd für unsere Kinder?“. Rowohlt Berlin Verlag, Berlin 2019. 336 S., geb., 22,- €) F.A.Z.